FRITZ GERICKE

Der Glaube des Soldaten

*

Fritz Gericke

Der Glaube des Soldaten

Der Glaube des Soldaten

Von

Fritz Gericke

Georg Truckenmüller, Verlag, Stuttgart-Berlin

Druck der Buchdruckerei Gebrüder Knöller Stuttgart O

Soldat sein, das war früher ein Handwerk, ein Beruf. Später bezeichnete es uns Deutschen einen Stand, und über dies hinaus ist es uns heute zu einem Ideal, zu einer verpflichtenden Haltung geworden. Wenn wir sagen, daß einer soldatisch handelt, denkt und fühlt, so ist dies heute wohl das beste, was wir von einem Manne sagen können. Wir verstehen darunter Eigenschaften, die andere wie etwa künstlerische, wissenschaftliche oder sonst berufliche oder auch charakteristische Fähigkeiten nicht ausschließen. Vielmehr meinen wir eine ganz bestimmte Haltung. Eine ursprünglich äußere gewiß, die aber der Spiegel einer inneren Haltung ist und die bestimmte *seelische* Eignungen voraussetzt.

Der Soldat ist gewohnt, zu handeln. Denken und Handeln stehen ihm in einem gesunden Verhältnis zueinander. Es wird nicht mehr überlegt und bedacht, als zur Tat notwendig ist, aber auch nicht mehr gehandelt, als die Erreichung des Zieles erfordert. Hinter der Tat aber steht die geschlossene Persönlichkeit des Mannes und der unbedingte Wille zum persönlichen Einsatz.

Die gesunde Ausgewogenheit von Denken und Handeln verbietet es dem Soldaten, sich in geistige, politische oder religiöse Spekulationen zu verlieren, die abseits der Ziele seines Lebens und seines Handelns liegen. Ein Gedanke, eine Ueberlegung, aus der nicht *die Tat* werden kann, ist ihm leer. Mit einer tiefen Skepsis sah deshalb schon der Soldat der alten deutschen Wehrmacht auf das politische Parteiwesen und auf das unfruchtbare parla-

mentarische Gerede. Genau so fern stand er den weltanschaulichen und den religiösen Auseinandersetzungen der damaligen Zeit. Als dann der Zusammenbruch kam und mit ihm der Einbruch aller sittlichen und aller nationalen Werte, da tat der Berufssoldat wiederum schweigend seine Pflicht. In der kleinen Reichswehr der ohnmächtigen Republik, die sich ihrem innersten Wesen nach wie ein Fremdkörper inmitten der übrigen demokratischen Einrichtungen dieses Systems fühlen mußte, blieb der Kern soldatischer Lebensanschauung, blieben auch die soldatischen Grundelemente des Gehorsams, der Disziplin und des Befehlenkönnens erhalten.

Freilich konnte man auf den alten sozialen Grundlagen nicht wieder aufbauen. Es bedurfte eines Mannes, der mehr als nur Soldat in dem bisherigen Sinne, es bedurfte einer Führung, die so politisch wie soldatisch war, um die Neuordnung und damit den Umbruch zu erzwingen. Und es gelang. *Der Führer* aber wußte, daß dieser nationale und soziale Umbruch in Deutschland nur möglich war, und daß auch die Erhaltung und Vertiefung der gewonnenen neuen Ordnung nur möglich ist, dank jenen alten soldatischen Tugenden der Disziplin, des Gehorsams und des Befehlenkönnens. In der Wehrmacht des Dritten Reiches feierten sie ihre Auferstehung. Aber nicht nur in ihr, sondern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bis hinein in die Betriebe wurden nun soldatische Haltung und soldatisches Denken und Handeln zur Forderung und zum Vorbild. Denn die Niederlage im Weltkriege hatte uns gelehrt, daß *der deutsche Soldat unüberwindlich* ist, und daß wir gegenüber den Feinden des Deutschtums nur dann bestehen können, wenn das ganze Volk in allen seinen Ständen und Schichten bis in den Kern soldatisch handelt, denkt

und fühlt. Deshalb wird eine solche Haltung in einer gewissen Weise heute selbst von den Frauen, von den Müttern erwartet, und die heranwachsende Jugend lehren wir schon zeitig, sich in der Kunst der soldatischen Tugenden zu üben.

Damit wird noch deutlicher, als es schon im Weltkriege und vor dem Weltkriege war, daß und warum dies typisch Deutsche, der soldatische Geist oder, wie man es im gegnerischen Ausland zu benennen beliebte, der Militarismus, der eigentliche Stein des Anstoßes für unsere Gegner war. Sie schätzten wohl das Deutschland des Philosophen Kant, das Deutschland Goethes, Mozarts, Beethovens, das Deutschland der Wissenschaftler und Erfinder, einige auch das Deutschland Martin Luthers und der Reformation, und gaben sogar vor, es zu lieben. Aber sie haßten das soldatische Deutschland, wie sie das Preußen Friedrich Wilhelms des Ersten und des großen Friedrich und wie sie das Preußen-Deutschland Bismarcks und Moltkes gehaßt haben. Und da ihnen das neue Deutschland im Zeichen des Hakenkreuzes durch und durch „verpreußt" und „durchmilitarisiert" erschien, haßten sie erst recht das Deutschland Adolf Hitlers und seine arbeitsrechtliche und soziale Ordnung. Denn nun schien ihnen von dem Geist des „Militarismus" in Deutschland alles, und selbst die Kunst, die Wissenschaft, die Welt des Geistes und die der Familie so durchsetzt und durchsäuert, daß kaum noch Hoffnung bestehe, es je wieder davon zu befreien. Im Munde unserer internationalen Gegner wurde so aus dem „Militarismus" des Weltkrieges der viel gefährlichere „Hitlerismus" des neuen englischen Krieges, den sie nur dadurch zu vernichten hofften, daß sie ganz Deutschland auflösen und zertrümmern wollten!

Die Tatsache wiederum, daß sich soldatische Haltung als Forderung und Ideal bei uns längst nicht mehr auf den Beruf des Soldaten oder auf die Zeit beschränkt, in der der deutsche Mann die Waffe trägt, macht deutlich, daß es sich um ganz bestimmte s e e l i s c h e Eigenschaften handelt, die mit „soldatischer Haltung" gemeint sind. Und selbst als eine seelische Haltung ist sie uns nicht neu. Wir kennen aus der deutschen Geschichte und aus der deutschen Gegenwart ganze Familien sowohl des Offiziersberufes als auch anderer soldatischer Berufsstände, denen eine soldatische Haltung im Sinne der Treue, der Pflichterfüllung, der Wahrhaftigkeit, der Ehre und der persönlich sauberen Lebensführung eine Selbstverständlichkeit ist. Aehnlich steht es mit der traditionellen Unbestechlichkeit und dem Pflichtbewußtsein der Beamten. Alle diese Tugenden in das für das Deutschtum schlechthin Gültige zu weiten und sie in allen Ständen, Gliederungen und Familien zu beheimaten, war und ist die große Erziehungsaufgabe der nationalsozialistischen Weltanschauung.

Weil aber dem so ist, und weil die Feinde des Deutschtums in der Welt eben dieses Deutschland so hassen, wie sie es fürchten, schält sich der Wesensgrund dessen, was wir als soldatisch empfinden, sozusagen von zwei Seiten her, unter dem Druck von außen und aus der eigenen Entwicklung, die eine Reaktion darauf ist, immer klarer heraus. Er offenbart sich als eine Haltung, die ihre eigentliche Kraft nicht aus dem Zufall einer geschichtlichen Entwicklung herleitet, sondern a u s d e m W e s e n d e s D e u t s c h t u m s s e l b s t, wenngleich Geschichte und politisches Schicksal an seiner Formung beteiligt waren. Und gerade weil das Soldatische eine Haltung kennzeichnet, die, mit den Wechselfällen des

Kampfes vertraut, handelnd in der ständigen Auseinandersetzung lebt mit den Mächten des Schicksals, dem zu trotzen, es zu seinen Gunsten zu wenden, oder das heroisch auf sich zu nehmen den Glauben an die eigene Kraft, aber auch das Wissen um seine Grenzen erfordert, darum ist die Haltung des Soldaten e i n e G l a u b e n s h a l t u n g. Glaubenshaltung nicht in dem Sinne, daß es der Soldat, gerade er, als seine Aufgabe ansähe, sich über Gott, Schicksal und Ewigkeit sonderliche Gedanken zu machen. Die Gedanken darum überläßt er den Dichtern, den Denkern oder — spöttisch — auch den Theologen. Ein Streit um diese Dinge ist ihm widerlich. Was Gott, was Volk, was Ewigkeit bedeutet, was gar ein Dogma oder irgendeine religiöse Richtung oder Lehre, das alles läßt den Soldaten ebenso gleichgültig wie das Leben selbst; aber er prüft dies alles und er prüft den Wert und das Gewicht dieser Worte am Maße seiner Kampferfahrungen und seiner tätigen Auseinandersetzung mit dem Leben. Umso stärker, umso echter, umso — deutscher ist der Glaube des Soldaten. Denn es ist deutsche Glaubensart, auch so hohe und so tiefe Fragen wie die nach Gott, nach dem Schicksal und nach dem Ewigen nicht abwartend und nicht spekulativ, sondern tätig und im Kampf mit dem Leben selbst zu beantworten.

So ist der Soldat im besten Sinne gläubig. Wer es nicht ist, der ist kein Soldat, und wem jene letzte, schweigende Ehrfurcht fehlt vor dem Unnennbaren, das wir G o t t nennen, dem fehlt ein Wesentliches auch an der soldatischen Haltung.

Dies auszusprechen, ist notwendig. Einmal deswegen, weil vielleicht die Meinung aufkommen könnte, daß es der Soldat, wenn er nur Schneid besitze und ein tüchtiger Draufgänger sei, sich um „religiöse Dinge" über-

haupt nicht kümmere. Wenn der echte Soldat sich um die Religion nicht kümmert, so deshalb, weil er genug Religion in sich hat. Man muß es aber auch deshalb sagen, weil es Kräfte gibt, die heute ihren Ehrgeiz darin sehen, den Soldaten für eine bestimmte, von ihnen für richtig angesehene Religion oder religiöse Richtung zu beschlagnahmen. Dabei stützen sie sich gern darauf, daß ja die Tradition des deutschen Soldatentums selbst auf einer bestimmten — der christlichen — Religion fuße.

Christliche Tradition

Das ist, was die äußere Form betrifft, insoweit richtig, als Glaube und Gottverbundenheit traditionsgemäß auch in bestimmten soldatischen Veranstaltungen religiöser Art zum Ausdruck kommen. Die religiöse Tradition war aber auch für den Soldaten in der äußeren Form von Anfang an die christliche. Da eine andere Jahrhunderte lang nicht in Frage stand, konnte das nicht anders sein. Die überlieferte christliche Form fand andererseits, soldatischem Wesen und dem Charakter des Soldaten entsprechend, im Soldatentum nur eine sparsame Verwendung. Grundsätzlich mußte man aus ihr von vornherein all das ausschalten, was dem Beruf des Soldaten und seiner hohen sittlichen Aufgabe widersprach, oder was Zweifel an dieser hätte erwecken können. Vergegenwärtigt man sich, daß nach Einführung der Wehrpflicht in England mehr als 10 000 wehrfähige Männer mit Berufung auf die christliche Lehre den Wehrdienst verweigerten, weil diese Lehre nach dem Gebot „Du sollst nicht töten" die Anwendung von Gewalt überhaupt verbiete, so weiß man, daß die Anerkennung solcher religiösen Bedenken dem Verlust von einer Division gleichzusetzen ist, von der demoralisierenden Wirkung solcher Ansichten ganz abgesehen.

Gleichwohl war der Zwiespalt der religiösen Anschauungen aus der christlichen und kirchlichen Tradition auch in der deutschen Armee so weit vorhanden, daß man verschieden konfessionelle Gottesdienste abhalten mußte:

katholischen und evangelischen Gottesdienst, Feldgottesdienst und Feldmesse. Eine Zusammenfassung der deutschen Männer, die im Wehrdienst, Kriegs- und Frontdienst gemeinsam ihren Mann standen, die eines Blutes sind und für ein und dieselbe heilige Sache ihr Leben gaben, zu einem gemeinsamen Bekennen auch vor Gott erwies sich als unmöglich. Nicht zuletzt dieser Tatsache ist es zu verdanken, daß schon der Frontsoldat des Weltkrieges Zweifel hegen mußte an dem Wert eines solchen religiösen Bekenntnisses. Eine andere soldatische Feier von religiösem Charakter dagegen, in der Predigt und Lehre entfallen, wurde und wird auch heute als eine gemeinsame, fraglos heilige Verpflichtung empfunden: *der Fahneneid*. Die Eidesformel „ich schwöre bei Gott . . .“, wobei der Eid auf die Fahne oder auf den Degen geleistet wird, entspricht vollgültig der religiösen Haltung des Soldaten, und Formel wie Feier enthalten nichts, was einem deutschen Manne und Soldaten bedenklich erscheinen könnte. Denn *der deutsche Soldat ist gottgläubig und eben dies*. Alles, was darüber hinausginge, etwa in der Bevorzugung bestimmter religiöser und konfessioneller Bindungen, kann ihn wohl persönlich berühren, gehört aber nicht zum Wesen des Soldaten. Darum kann — und darum darf es auch in den feierlichen Höhepunkten seines Berufsstandes, denen eine religiöse Weihe zukommt, ein Auseinanderfallen in verschiedene Konfessionen oder Richtungen nicht geben.

Wenn aber *die Teilnahme am Gottesdienst* als solchem heute dem Soldaten *freigestellt* ist, während in der alten Armee der Soldat entsprechend seiner Konfessionsangabe zum Gottesdienst kommandiert wurde wie zu jedem anderen Dienst, so

kommt hier eine Wandlung sichtbar zum Ausdruck. Sie besagt, daß auch die Führung in Würdigung all dessen, was Tradition bedeutet, die Fragwürdigkeit einer religiösen Festlegung anerkennt, die über das schlechthin Gottgläubige im Sinne eines echten Soldatentums hinausginge.

Christliche Tradition, die als Bindung an ein festes und formuliertes Bekenntnis gar nicht mehr empfunden wird, kommt beispielsweise auch in einer anderen soldatischen Feier zum Ausdruck: dem *Großen Zapfenstreich*. Hier gibt es ein sonst nirgends anwendbares und anzuwendendes Kommando: „Helm ab zum Gebet!“ Und dieses Gebet vollzieht sich, als Krönung einer ergreifenden Musik, im lebendigen Schein der Fackeln, in Form der musikalischen Wiedergabe des Chorals: „Ich bete an die Macht der Liebe“. Es lohnt sich, bei dieser Feier und bei diesem Choral einen Augenblick zu verweilen.

Der Soldat braucht, im Ausgleich zu seinem harten und keine Kompromisse duldenden Dienst und Handwerk, nicht nur die fröhliche Entspannung, sondern auch das Besinnen. Zum ruhigen Besinnen und zur Innerlichkeit zieht es ihn umso mehr, je härter, unerbittlicher das Tagewerk war. So im Kriege der Kampf. Wochenlanger, monatelanger, zäher und verlustreicher Kampf. Der Soldat lebt vor allem im Kriege an den Grenzen des Lebens. Und wie im Kampf, so gilt ihm auch hier, und gerade hier, kein Gerede und kein leeres Wort. Die wortlose Geste, der Blick des Kameraden, der Händedruck des Vorgesetzten, des Kommandeurs, gilt mehr. Und wortlos sind auch die Feiern, welche das Innere des Soldaten anpacken oder ergreifen. Trägt man einen Kameraden zu Grabe, so ist es der Trauermarsch, der

dumpfe Trommelwirbel, der ergreift. Es ist die Ehrensalve über das Grab des Toten, die zum Ausdruck bringt, was man empfindet. Gelegentlich, ohne daß es so sein muß oder kann, findet sich der Vorgesetzte, der Kamerad, der der Bedeutung der Stunde auch mit den richtigen Worten gerecht wird. Selten ist es der beamtete Geistliche, dessen Rede dies gelingt. Schon deshalb, weil der Geistliche oder der Feldgeistliche selbst nicht Kämpfer und nicht Waffenträger ist.

Auch der Große Zapfenstreich als einer der eindrucksvollsten militärischen Abendfeiern verzichtet auf jedes Wort. In ihm ist alles nur Bild, Haltung und Musik. Nur die vier Worte fallen: „*Helm ab zum Gebet!*" Dann setzt der Choral ein. Dieser Choral ist für sich, als Musik, ergreifend. Und man weiß nicht, wieviele Beteiligten an einer solchen Abendfeier die Worte des Chorals noch kennen. Möglich, daß durch die Musik hindurch der Wortinhalt noch mitschwingt: „Ich bete an die Macht der Liebe". Mehr als der Titel des Chorals ist vielen nicht bekannt. Der erste Vers nennt *Jesus* als den Offenbarer dieser Macht. Er verpflichtet damit noch niemanden zur Anerkennung einer religiösen Lehre oder eines religiösen Systems. Die feierlichen Klänge des Zapfenstreichs aber, die in diesen Choral ausklingen, sind der symbolische und gefühlsmäßige Ausgleich zu der harten und manchmal auch spröden Unerbittlichkeit des soldatischen Handwerks. Es ist das ganz Andere, es ist eine — oder vielmehr es ist *die* andere Welt, die darin dem Soldaten entgegentritt, für die er ja im Grunde steht und kämpft und, wenn es sein muß, fällt, und die seinen Beruf erst sinnvoll macht. Hier hebt sich das Gefühl des Soldatischen, sofern es nicht spontan und ohne Kommando oder Form in bestimmten Situationen

zum Ausdruck kommt, wohl am reinsten in die religiöse Sphäre. Am reinsten — weil sie hier am deutschesten ist. Ohne Festlegung und Bindung auf die Formulierung dessen, was besser ungesagt in eines jeden Herzen lebt.

Auf ähnliche Weise tief und echt kommt das Gefühl des Soldaten in dem Festhalten an altem Liedgut zum Ausdruck, zu dem ja auch die alten Weihnachtslieder christlicher Herkunft oder christlicher Umdichtung gehören. Ein „Stille Nacht, heilige Nacht . . . ." von rauhen Männerkehlen fern von der Heimat an der Front gesungen in einem dürftigen Unterstand, in dem ein winziges Weihnachtsbäumchen steht, diese Stimmen allein, ohne alle weitere Musik, gehören zu dem Ergreifendsten, was deutsche Menschen erleben können. Und auch in diesem Lied — klingt nicht das Bekenntnis zu einer bestimmten Religion oder Lehre. Sondern längst wurde es dem Soldaten zum Ausdruck innersten und heiligsten Glaubens an die Heimat, an das eigene Land, an Weib und Kind und an alles, was ein deutsches Leben lebenswert macht.

Und auch das *Kreuz*, als Zeichen des Todes, ist dem Soldaten Symbol. Das Kreuz, das der Soldat auf dem Grabe des Gefallenen errichtet, freilich nicht allein. Sondern es ist gekrönt vom Helm des Soldaten, vom Stahlhelm.

Der Herrgott und die große Armee

Der Soldat spricht nicht von Gott. Oder doch: er sagt vielleicht, daß der Herrgott seinen Kampf oder seine Tat gesegnet habe. Aber auch solches sagt er selten, und nur in einem besonderen, schicksalshaften Augenblick. Dieser Herrgott des Soldaten ist ein anderer als der „liebe Gott" der kirchlichen Denk- und Redeweise. Er ist sozusagen der alleroberste Kriegsherr. Er steht für den Soldaten auf der obersten Rangstufe und damit im höchsten Vorgesetztenverhältnis. Wie den irdischen Obersten Kriegsherrn, dem der Soldat Achtung und Gehorsam schuldet, schon aus dieser bloßen Tatsache heraus etwas Hoheitsvolles umgibt, zumal er die letzte Entscheidung trifft über Krieg und Frieden, damit über Leben und Tod, so hält Gott, der eigentliche Lenker der Schlachten und Lenker auch der Willensentscheidungen der Menschen, das Schicksal in seiner Hand. Ihm gilt es zu gehorchen. Sein Wille ist unerforschlich, aber auch unabänderlich, wenn er entschieden hat. Er, der Herrgott, verlangt in erster Linie Tapferkeit, Furchtlosigkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit. Auch Achtung vor dem tapfer und ehrlich kämpfenden Feinde und Hilfsbereitschaft für den Kampfunfähigen, den Verwundeten oder Sterbenden. Wer feige ist, ist kein Soldat. Wer kriecht, auch vor dem Vorgesetzten kriecht, ist kein Soldat. Wer die Waffe gegen Nichtkämpfer, Wehrlose oder Kampfunfähige richtet, auch der ist kein Soldat. Wer keinen Korpsgeist, keine Kameradschaft kennt, ist kein Soldat.

Wer nicht ritterlich ist gegenüber den Frauen, den Hilfsbedürftigen, nicht liebevoll zu Kindern und zu aller hilfsbedürftigen Kreatur, vergeht sich gegen soldatisches Wesen. Wer aber als aufrechter Mann sein Soldatenleben gelebt hat im Kriege und im Frieden, im Frieden oder im Krieg, den beruft der Herrgott ab „zur Großen Armee".

Auch dies: die Große Armee, ist eine typisch soldatische religiöse Vorstellung. Nicht als ob damit tatsächlich eine Armee der Toten oder der Geister gemeint wäre im realen Sinn des Wortes. Sondern es ist mehr. Es ist ein Sinnbild und ein Glaubensinhalt. Die Große Armee hat mit dem „Himmel" der christlichen Vorstellung nichts gemein. Sie ist auch nicht auf christlichem Boden gewachsen. Vielmehr liegt ihr die uralte germanische Vorstellung vom Totenheer, vom kriegerischen Schattenheer oder von Wotans „Wildem Heer" zugrunde. Wie der germanische Krieger einging in Walhall, wo er mit den Göttern aß und trank, jagte und mit den Waffen stritt, so wird der deutsche Soldat abberufen „zur Großen Armee". Und der Geist, ja die Geister dieser Armee der Toten, der Geist des großen Preußenkönigs, eines Ziethen, Blücher, Scharnhorst, eines Bismarck und Moltke, eines Hindenburg und Ludendorff, wehen in den alten ruhmreichen Fahnen. Zusammen mit dem Geist derer, die in dem politischen Kampf für Deutschlands Freiheit und Ehre kämpften und fielen, marschieren alle diese Toten der Großen Armee auch in den Reihen der neuen deutschen Wehrmacht.

Man verstehe darum die tiefe Symbolik, daß der Führer Adolf Hitler, als am Tage von Potsdam des Jahres 1933 getrennte Gottesdienste dem Staatsakt in der Potsdamer Garnisonskirche voraufgingen, an keiner

dieser kirchlichen Veranstaltungen teilnahm. Er verweilte vielmehr um diese Zeit an den Gräbern der für das neue Reich Gefallenen.

Denn ein Leben, das soldatisch gelebt und in soldatischem Geist geendet ist, verpflichtet über den Tod hinaus. Es wäre dem Soldaten unvorstellbar, in einen Himmel zu kommen oder sich gar nach ihm zu sehnen, in dem nichts als Sanftmut und Friede herrschte und der das Ende allen Kampfes bedeuten würde, als sei dies ein erstrebenswertes Ziel. Und gerade in dem Gedanken an das, was unser nach dem Tode harren könnte, erweist sich der Glaube des Soldaten als so eindeutig und so selbstverständlich deutsch. Wie aber einer über den Tod denkt, so ist auch sein Glaube. Was der Soldat im Leben gewollt und erstrebt hat, was ihm Vorbild war und Ideal, spiegelt sich in dem, was er sich vom Tode erhofft. Es spiegelt sich in der Schau, die er von dem Jenseits hat, über das ohnehin kein Mensch etwas auszusagen vermag.

Aus diesem Grunde wird man wohl Aussprüche selbst von großen und namhaften Soldaten finden, die das Bekenntnis ihres Glaubens in die übernommene religiöse Form kleideten, wie es andere nicht minder große Soldaten gegeben hat und gibt, die das Christentum als eine sie verpflichtende religiöse Anschauung bewußt ablehnten. Mögen ein Ziethen oder ein Hindenburg manches gesagt haben, was der zivilen kirchlichen Anschauung Rechnung trug, mancher auch in der Gestalt *Jesu* eine Kraft gesehen haben, die, der christlichen Lehre gemäß, den Menschen und so auch den Soldaten *erlöse* von den Uebeln dieser Welt. Ein solches „Uebel" war zudem der Geist eines wehr- und waffenfreudigen Soldatentums ja nicht, daß nicht auch sie sich freudig und mit ganzem Herzen zu ihm bekannt hätten. Sie alle aber wurden abberufen

zur Großen Armee, und in ihr stehen neben Ziethen und Hindenburg: Friedrich der Große und Ludendorff — um nur diese beiden zu nennen —, von denen man weiß, daß sie weder dem Wort noch dem Geist nach Christen waren. Der Preußenkönig Friedrich aber ist einer der Begründer und der erste große Vollender der preußisch-deutschen Armee, ohne den sie selbst nicht zu denken wäre.

Wenn aber wirklich der Soldat seinen obersten Herrn und Herrgott einmal anspricht, tut er es *unmittelbar* und ohne Umweg und nur in einer Lage, die den äußersten seelischen Krafteinsatz erfordert. *Theodor Körners*, des Kriegsfreiwilligen von 1813, „Gebet vor der Schlacht" bringt dies dichterisch zum Ausdruck. In diesem Lied ist nichts, das von Sünde, Mittlertum und Sühne spräche oder auch nur daran erinnerte. Unmittelbar ist der Appell an den „Lenker der Schlachten". Und wenn er eine Bitte ist, dann ist er eine Bitte um die Kraft der Tugenden, welche den Soldaten ausmachen. Der Gedanke daran, daß ja der Gegner an denselben Gott appellieren könne oder werde, kommt damit gar nicht erst auf. Denn die eigene soldatische Kraft und Tüchtigkeit und die bedingungslose Bereitschaft, sein Leben einzusetzen, *muß* den Sieg erzwingen.

Und ähnlich der Dank an Gott, wenn die Schlacht gewonnen und der Sieg errungen ist. Beides, die Besinnung auf den Herrgott vor dem Einsatz und der Dank an ihn nach vollbrachtem Werk, ist selbstverständlich nichts Uebliches und nichts Geformtes. Sondern das macht der Soldat mit sich selber ab, jeder auf seine Weise. Der eine schickt ein solches Stoßgebet zu Gott, der andere denkt noch einmal an Weib und Heimat und Kind, ein anderer an nichts anderes als an den Sieg, und meist

bleibt gar keine Zeit zum Sinnen und Bedenken. Un
nach dem Siege blicken sich Kameraden wohl in di
Augen, drücken sich stumm die Hand oder sprechen ei
„Gott sei Dank!"

Jener berühmt gewordene „Choral von Leuthen
den die siegreichen Grenadiere Friedrichs des Großen au
dem abendlichen Schlachtfelde sangen, indem einer b
gann, ein paar mit einstimmten und dann das ganze Fel
von dem „Nun danket alle Gott . . ." widerhallte, wa
eben ein solcher Ausdruck soldatischen Glaubens und de
fraglos schlichten Hinwendung des Soldatenherzens z
Gott.

Wenn aber einer der alten Generäle Friedrichs, wa
man sich gern erzählt, Ziethen, oder war es der Dessauer
vor der Schlacht betete: „Herrgott, hilf mir, aber wen
du mir nicht helfen willst, so hilf wenigstens de
Schweinehunden, unseren Feinden nicht" —, so komm
hier schon eine Vermengung kirchlich oder zivil versta
denen Christentums mit einer soldatischen Glaubenshal
tung zum Ausdruck, die ins Komische führt. Es wirk
so komisch wie das von Münchhausen erzählte Erlebni
der Landsknechte, die zu Petrus in den Himmel kame
und nach erdgewohnter Weise dort kräftig fluchten; abe
siehe da, in ihrem Munde wandelte sich jeder Fluch z
einem „Hallelujah", sodaß sich die drei Landsknecht
ganz verdutzt ansahen.

Denn ein kräftiger Soldatenfluch ist nicht unfromm
und wirkt oft heilsamer als ein Gebet. Der Herrgott d
oben weiß ohnehin, wie er gemeint ist. Der aber ve
langt vom Soldaten nicht Demut, Buße und Reue, so
dern einzig, daß er ein guter Soldat ist.

Lebensglaube

Es liegt an einem entscheidenden Zug soldatischen Wesens, an seiner herben Zurückhaltung und an seiner Sparsamkeit in allen Aeußerungen des Gefühls, daß er eher einen Scherz oder einen Fluch hervorbringt als ein wortreiches Bekennen. Seine Religion ist innerlich, es ist eine Religion der Tat. Auf diese Weise hat die Religiosität des Soldaten ihr Eigenleben geführt, solange es Soldaten deutscher Prägung gibt. Ohne Not möchte niemand ihren Schleier lüften. Wenn aber versucht wird, seine Glaubensart auf die eine oder die andere Geltung fordernde Richtung festzulegen, oder wenn Konfessionen oder andere Richtungen sich um ihn streiten, wird es notwendig, die Dinge zu klären.

Denn es ist nicht möglich, zu sagen, der Glaube des Soldaten sei „christlich", wenn christliche Richtungen dieser oder jener Prägung gegeneinander stehen und mit anderen, nichtchristlichen Richtungen in Fehde liegen. Aus einem solchen Streit der Meinungen muß man den Soldaten heraushalten — und wird sich der Soldat selbst heraushalten. Andererseits muß man mit *einem* rechnen: Der Soldat ist im besten Sinne *konservativ*. An religiösen Gedanken und Deutungen der Vergangenheit und der Gegenwart nimmt er nur das auf, was sich *erprobt*. Wo aber und wie könnte sich auch solches besser erproben als im Leben des Soldaten, in seinem Einsatz und — in seinem Sterben.

Um das Leben des Soldaten wissen wir. Wir ver-

stehen darunter nicht das tatsächliche, dienstliche und private Leben jedes Soldaten, sondern den Lebenssinn und das Lebensideal. So verstanden, steht das Leben des Soldaten im Zeichen der *Pflicht*. Die Erfüllung der Pflicht ist ihm oberstes Gebot. Das zweite Gebot des Soldaten ist *Gehorsam*. Denn was jeweils und im Augenblick die Pflicht des Soldaten ist, was er jeweils zu tun hat, ist nur zu einem Teil dem Ermessen des einzelnen überlassen; zu einem anderen Teil hat der Soldat zu gehorchen. Er gehorcht einem *Befehl*, der aus der höheren Einsicht und dem größeren Ueberblick stammt. Der Befehl aber steht genau wie der Gehorsam unter dem Gebot der Pflicht. Beides: Befehlen und gehorchen ist Pflichterfüllung. Da aber selbstverständlich nicht alles befohlen werden kann, vielmehr zum Gehorchen wie zum selbständigen Handeln und Entscheiden die eigene Einsicht kommen muß, ist das dritte Gebot des Soldaten *Disziplin*. Disziplin ist freiwillige Einordnung in das Ganze aus seiner inneren Bejahung.

In Anerkennung dieser höchsten Lebensgebote stellt sich der Soldat zu einer bestimmten, ihm gemäßen Lebensordnung *positiv*. Zu dieser Lebensordnung sowohl wie zu dem Leben selbst. Und wo immer soldatische Haltung auch außerhalb des eigentlichen Soldatentums gefordert und erstrebt wird, auch da ist die Einstellung zum Leben sowohl wie zu einer bestimmten Ordnung, der der einzelne dient, bejahend und positiv.

Daß diese Lebensordnung als letztes Ziel die Wohlfahrt des eigenen Volkes im Auge hat, ist für den Soldaten, dessen besondere Aufgabe der Schutz der Heimat und die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit und Wehrtüchtigkeit ist, eine Selbstverständlichkeit. Ist doch das Leben des Soldaten immer nichts anderes als Dienst

am Volke. Es ist eine Selbstverständlichkeit, die mit dem Beruf des Soldaten gegeben ist, solange es den deutschen Soldaten gibt.

Der *Glaube* an Volk und Heimat ist somit für ihn nichts neues. Hätte er ihn nicht, würde seine Aufgabe, ja sein Leben allen Sinn verlieren. Die Frage, ob dieser Glaube oder, wie man heute aus einer bestimmten, neuen Schau sagt: *Der Glaube an Deutschland* ein religiöser Glaube ist oder nicht, ist gegenüber dem *Einsatz*, dessen der Soldat für ihn fähig ist, belanglos. Jedenfalls ist der Glaube an Deutschland und somit an alles das, für das der Soldat lebt und arbeitet, kämpft und stirbt, ein *Lebensglaube* in des Wortes bester Bedeutung. Er ist der Glaube an das Leben, die Lebenskraft und den Lebensauftrag des eigenen Volkes. Erwägungen, daß der Sinn des Lebens sich darin vielleicht doch nicht erschöpfe, und daß dieses Leben im Grunde wertlos und unabänderlich verderbt sei, brechen sich von vornherein an zwei Ueberlegungen. Erstens widerspräche es der Disziplin, dem Korpsgeist und der Kameradschaft, für das eigene Leben und seinen Einsatz einen höheren, sozusagen individuelleren Sinn zu fordern, als er für alle anderen gilt. Zweitens ist der Glaube an das eigene Volk und an seinen Auftrag *mehr* als das, was unter dem Wort vom „Glauben an Deutschland" des öfteren verstanden oder mißverstanden wird. Man weiß, daß von konfessioneller und kirchlicher Seite vielfach vor einer angeblichen Uebersteigerung des nationalen Gedankens gewarnt wird. In dem Bekenntnis zu Blut und Boden und in der Pflege des Rassebewußtseins glaubt man nicht nur eine Abkehr von den Grundlagen des Christentums, sondern auch eine Hinwendung zum religiösen Materialismus und damit einen Rückfall ins

Heidentum zu erkennen. Es handelt sich um Vorwürfe, die früher, besonders zur Zeit des Weltkrieges, dem preußisch-deutschen „Militarismus" immer schon gegolten haben und die heute gegen das ganze deutsche Volk erhoben werden nach seiner nationalen und sozialen Neuordnung.

Was aber den Soldaten angeht, so ist, wie schon gesagt, sein Glaube an das Volk, seine Zukunft und seinen Auftrag nicht neu. Er ist so alt wie die Vorwürfe, die immer in der feindlichen Welt gegen ihn und seine innere Ausrichtung erhoben wurden und die gegen die Armee und den Staat Friedrichs des Großen genau so zu hören waren wie heute gegen den Staat Adolf Hitlers. Dieser, *deutsche, Lebensglaube des Soldaten* schließt aber die Anerkennung der Daseinsberechtigung und des Auftrags anderer Völker und Nationen nicht aus. Er schließt sie vielmehr ein. Ohne daß sich darum der Soldat in die höheren Sphären staatsphilosophischer Betrachtungen zu begeben brauchte, kommt dies, ganz einfach, in seiner *Achtung* gegenüber der Tapferkeit und den besonderen Qualitäten des Gegners zum Ausdruck. Aber auch in seiner *Verachtung* heimtückischer Kampfesmethoden und offensichtlicher Gemeinheit. Daß solche Methoden die volle Schärfe der militärischen Exekution zu spüren bekommen, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist aber, daß der Soldat auch im Gegner, besonders in dem gefangenen oder wehrlosen Gegner, das *allgemein Menschliche* sieht. Dem ehrlichen Gegner gibt der Soldat, nachdem der Kampf entschieden ist, sogar gern die Hand. Und nirgends ist selbst ein politisches Gespräch zwischen den Vertretern verschiedener Nationen fruchtbarer als zwischen soldatischen Naturen, die keine Winkelzüge, Ausflüchte und stille Vorbehalte

kennen. Dem Willen zur Ehrlichkeit und Sauberkeit des Kampfes entspricht es aber auch, daß gerade der Soldat der Träger bestimmter geschriebener wie ungeschriebener Gesetze auch der Kriegsführung ist, die den Zweck haben, den Kampf auf rein militärische Ziele zu beschränken, auf bestimmte, unmenschliche Waffen wie Giftgas usw. zu verzichten und von der Kampfesführung unter allen Umständen Frauen und Kinder und sonst Kampfunfähige auszuschließen.

In solcher Haltung und sittlichen Grundgesinnung leistet der Soldat der Kultur und der Menschheit einen höheren Dienst, als ihn eine Armee von Gläubigen leisten könnte, die den Verzicht auf den Krieg und auf die Gewaltanwendung überhaupt auf ihre Fahne geschrieben hätte. Statt sittlichen Idealen nachzuhängen, die sich in dieser Welt, der nun einmal von Gott der Kampf gesetzt ist, doch nie erfüllen ließen, baut der Soldat, und damit auch der soldatisch-politische Mensch, die Welt von unten nach oben. Er setzt, was sich irgend an sittlichen Grundlagen nicht allein in der Struktur des eigenen Volkes, sondern auch als allgemeingültig schlechthin verwirklichen ließe, schweigend, aber handelnd um in die Tat. Und diese Tat, der *Einsatz* des Soldaten und die Haltung, aus der der Soldat so handelt, lebt und stirbt, ist eindringlicher als alle gesprochene Predigt. Eindringlicher auch als jede andere Lehre oder Offenbarung. Ob diese Haltung *christlich* ist, ob sie vereinbar oder nicht vereinbar sei mit der christlichen oder einer kirchlichen Lehre, mag entscheiden, wer immer sich zu ihrer Deutung oder Auslegung berufen fühlt. Es gibt eine Reihe von Grundelementen der christlichen Lehre, die fraglos auch dem Wesen des Soldaten entsprechen, weil und sofern sie sittliche Grundverpflichtungen allgemeiner Art sind. Ihnen

wird kein Vernünftiger widersprechen. Sobald man dagegen auf Forderungen stößt wie: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen" oder: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst" mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Nächste „jeder ist, der den Willen tut des Vaters im Himmel", wird die Sache schon schwieriger. Denn es hieße die Lebensaufgabe und die Existenz des Soldaten verleugnen, wenn die „Liebe" zum Feinde nicht begrenzt wäre in der Achtung, die man dem ehrlichen Gegner entgegenbringt, und wenn die Liebe des Nächsten nicht zuerst und vordringlich dem eigenen Volk und Volksgenossen gälte. Das ist eine so selbstverständliche und natürlich-sittliche Grundverpflichtung, wie es einer Mutter, gleich ob Mensch ob Tier, selbstverständlich ist, zuerst und vor allem für die eigene Brut zu sorgen, ohne daß dies zum Haß gegen andere führen müßte. Aus genau einem solchen sittlichen Naturrecht steht der Soldat für sein Land und sein Volk, und aus diesem Recht, das zugleich eine hohe sittliche Verpflichtung ist, ist er jederzeit bereit, es gegen seine Feinde oder Widersacher zu verteidigen. Diese sittliche Verpflichtung hat den Glauben an das eigene Volk, an sein Lebensrecht und seine Aufgabe zur natürlichen Voraussetzung. Es ist ein Glaube, der dem Soldaten nie zweifelhaft gewesen ist — es gäbe sonst kein Soldatentum — so wenig, wie dies den germanischen Heerbannen der Vergangenheit eine Frage war, als es noch keine christliche Religion und keinen Streit darum auf deutschem Boden gab.

Man könnte nun fragen, ob dies tatsächlich alles sei, was den Glauben des Soldaten ausmache und was er zum Inhalt habe. Die Antwort lautet: Soweit es den Soldaten und sein Wesen betrifft, ja. Alles, was über dies hinaus geht an Gedanken oder auch an Spekulationen über den Sinn des Lebens und über das Verhältnis von Gott und Welt, Diesseitigem und Jenseitigem, Vergänglichem und Ewigem, ist auch dem Soldaten nicht fremd, und weder der Berufssoldat, noch wer nur zeitweilig den Rock des Soldaten trägt, braucht auf solche Ueberlegungen zu verzichten. Auch wird es dem Soldaten nicht verwehrt sein, so oder so im einzelnen darüber zu denken. Aber die Grenze liegt da, wo die sittliche Grundlage des soldatischen Wesens selbst angetastet würde und die sittliche Kraft; den soldatischen Beruf bis zum letzten Einsatz zu bejahen und zu erfüllen. Und wer sich, außerhalb des soldatischen Berufs, zu einer ebensolchen soldatischen Haltung bekennt als zu einem Vorbild und Ideal, für den liegt die Grenze ebendort.

Vom Opfer und vom Sterben

Eines aber macht soldatische Haltung unter allen Umständen zur Pflicht, und das ist der Prüfstein, ob der ihr zugrundeliegende Glaube echt ist und lebenswahr und ohne alle Phrase: Die Bereitschaft und der jederzeit anzutretende Beweis zum Einsatz des Lebens. Das Geradestehen für diesen Glauben im Leben und das Festhalten an ihm im Opfer, im Leiden und im Tod. Wenn man das Christentum eine Religion des Leidens genannt hat und des irdischen Verzichts, dann ist der Glaube des Soldaten und damit ein deutscher Lebensglaube überhaupt nichts ohne den letzten Beweis, daß er sich auch in der Anfechtung, in einer Zeit des Verachtetseins, so auch im Opfer und im Sterben des einzelnen, phrasenlos, aber stolz bewährt. Daß er an das Leben glaubt über den Tod hinaus. An die Ewigkeit, die Gottdurchdrungenheit und an die sittliche Kraft des Lebens. Daß ihm die *Ehre*, deren Mark die Treue ist zu den sittlichen Grundlagen dieses Lebens und zu der Gemeinschaft, die für sie steht, höher gilt als das eigene Leben.

Hier ist zweifellos im Christentum, wenigstens in der *Gestalt Jesu*, etwas einer solchen Auffassung Verwandtes. Das *Kreuz*, das Mal nicht allein des Todes, sondern auch des Opfers, ist hier Symbol. Da die Gläubigkeit des Soldaten, wenigstens in ihrer äußeren Form, und soweit überhaupt eine religiöse Form von ihm übernommen wurde, auf dem Boden des Christentums erwachsen ist, liegt hier die gedankliche Verbindung nahe.

Gleichwohl hat der *christliche* Gedanke des Opfertodes Jesu einen ganz anderen Sinn. Die Haltung des Nazareners, der für seine Gottesverkündung stolz in den Tod ging, hat etwas Imponierendes. Aber das ist für den Christen nicht das Entscheidende. Denn ebenso stolz und ihrer Ueberzeugung treu sind früher Hunderte von sogenannten Ketzern auf die Scheiterhaufen gegangen, haben sich andere in neuester Zeit für ihren nationalsozialistischen Glauben erschießen oder sogar hängen lassen. Darum sollte man die Gestalt Jesu, sofern man aus ihr den Anspruch auf eine besondere und besonders begründete Glaubenshaltung herleitet, für den Soldaten außer Betracht lassen. Der Einsatz und der Opfertod des Soldaten hat einen ganz anderen Sinn.

Der Soldat lebt, kämpft und stirbt für sein Volk und für sein Land. Und indem er so kämpft und so stirbt, opfert er sich für eine hohe, ja für eine höhere sittliche Ordnung im Glauben an das Leben. Wenn er sein Leben verwirkt, so ist das Schicksal — es ist Gottes Wille. Ueber Leben oder Tod, Leiden und Sterben entscheidet er allein. Der blutigen Auseinandersetzung ausweichen zu wollen, wenn das Schicksal für sie entschied, wäre ehrlos und feig. Die Auseinandersetzung mit den Waffen selbst in ehrenhaften und menschlichen Grenzen zu halten, entspricht der soldatischen Grundhaltung. Weiter darf der Kampf nicht geführt werden, als bis zur Erreichung des Zieles notwendig ist. Den Austrag von Meinungsverschiedenheiten von Volk zu Volk und die Durchsetzung der eigenen Lebensrechte mit anderen Mitteln als mit den Waffen zu erreichen, ist das hohe Ziel jedes soldatisch-politischen Menschen. Möglich ist das immer da, wo soldatische Führer sich von Volk zu Volk begegnen und das Heft militärisch wie politisch wirklich

in der Hand haben. Die Meinung aber, daß man „vor der Konferenz die Waffen ablegen" müsse, ist deshalb eine Utopie, weil gerade der Wehrwille und die Wehrbereitschaft eines Volkes Ausdruck sind für die Kraft seiner Lebensrechte und damit auch für die sittlichen Aufgaben, die ihm daraus für die menschliche Kultur erwachsen.

So steht notwendig das Leben des Soldaten im Zeichen des Einsatzes und des Opfers. Die Frage, wofür er kämpft und, wenn es sein muß, fällt, beantwortet sich von selbst. Kriegszeiten sind auch für ihn gewiß nicht das Normale. Die hohe Aufgabe des Soldaten im Frieden ist, feindlichen Gelüsten schon im Keim zu wehren und den Frieden zu wahren. Die Bereitschaft aber zum Einsatz auch der letzten geistigen und körperlichen Kräfte und zur Opferung des eigenen Lebens kennzeichnet die Haltung des Soldaten sowohl im Frieden als auch im Kriege.

Es ist dagegen selbstverständlich, daß Kriegszeiten die Bereitschaft des Soldaten und alle seine Tugenden sehr viel unmittelbarer ansprechen als Tage des Friedens. Und damit wird auch der hintergründige Sinn des Opfers vielfältiger und klarer. Denn im Kriege sind es ja nicht allein die Berufssoldaten, die im Felde stehen, sondern ein ganzes wehrhaftes Volk greift zu den Waffen. Es ist für den jungen Menschen nicht leicht, ein Leben voller Blütenträume und Hoffnungen zu verlieren, selbst wenn er nicht mehr zu verlieren hat als eben dies. Als Vater von der geliebten Frau und von den noch unmündigen Kindern Abschied nehmen zu müssen für immer, Abschied auch von einem Lebenswerk, herausgerissen zu werden aus Gestalt gewordenem und weiter forderndem Schaffen, ist schwerer. Und auch das Opfer

der Eltern, der Mutter, die den Sohn hergibt, ist unsagbar groß.

Blutopfer dieser Art, in Strömen, die ein schicksalsschwerer Waffengang verlangt, auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht, werden zu einem Mysterium, welches ein ganzes Volk ergreift. Im „Grabmal des unbekannten Soldaten" fand es bei den Völkern, die im Weltkrieg gegen Deutschland standen, seinen symbolischen Ausdruck. Wenn es in Deutschland diesen Ausdruck nicht gefunden hat, so aus zwei Gründen. Der Deutsche ist gewohnt, den Inbegriff aller Kraft und menschlichen Größe in seinen führenden Männern selbst zu sehen, so auch in seinen großen Soldaten. Dann aber hat das deutsche Volk auch nach Beendigung des Weltkrieges Frieden nicht gehabt. Und der unbekannte Soldat des deutschen Volkes war nicht tot. In dem namenlosen Gefreiten des Weltkrieges, Adolf Hitler, erstand er ihm als sein Befreier, als sein erster Soldat und Führer.

Es ist aber kein Zweifel, daß dem Symbol des Unbekannten Soldaten eine Verehrung und ein Sinn zugesprochen werden, die religiös genannt werden müssen. Hier ist ein Mythos aufgekeimt, dessen Nährboden das Opfer ist, das unerhörte Blutopfer einer Nation. Auch kein Angehöriger eines fremden Volkes wird diesem Mythos seine Ehrerbietung versagen. Im neuen Deutschland vollzieht sich die Ehrung der Toten bei entsprechenden Anlässen in anderer Form. Der seherische Ausspruch Ernst Moritz Arndts: „Ein Volk zu sein, das ist die Religion unserer Zeit", hat so in der Ehrung der Toten eines Volkes seine Erfüllung erstmalig auch in einer neuen religiösen Form gefunden.

Andererseits kann und darf es dem Soldaten nicht

verwehrt sein, über den völkischen Sinn des Blutopfers hinaus auch an einen *persönlichen* Sinn des Opfers zu glauben und damit an ein irgendwie geartetes, auch individuelles Fortleben oder Weiterwirken über den Tod hinaus. Wer dies als „nicht artgemäß" bezeichnet und es ebenso verächtlich wie überheblich abtut, dem ist das Leben arm; er weiß nichts von der Kraft der Liebe und des Herzens. Auch sein „Glaube an Deutschland", für das bereit zu sein und sterben zu wollen er vorgäbe, wäre gar zu dünn. Denn was wäre dieser Glaube, lebte nicht in ihm die fromme Schau des Ganzen mit allem Wißbaren und Unwißbaren, dem Bewußten und dem Ungewußten, dem Endlichen und dem Unendlichen.

Eine religiöse Lehre, welche es möglich oder sogar erforderlich macht, daß die Bindungen des Blutes als „irdisch" im Gegensatz zu andersartigen, religiös begründeten Bindungen gebracht und somit zu zweitrangigen oder nebensächlichen degradiert werden, muß der Soldat selbstverständlich ablehnen. Denn damit degradierte er sich selbst, seinen Beruf und seine sittliche Aufgabe. Entgegen dem Anspruch, die Welt, das Weltganze und damit das Verhältnis von Gott und Welt ein für allemal geklärt und auf Formeln gebracht zu haben, welche für alle Völker und für jede Lebensart Gültigkeit hätten, bescheidet sich der soldatische Mensch mit der *eigenen* Art, diese Dinge zu sehen oder gefühlsmäßig zu erfassen. Es ist die Art, die das Blut ihm eingibt. Sie befiehlt ihm, zuerst und vor allem *die Heimat* zu bewahren und mit ihr alles, was an materiellen und sozialen, sittlichen und geistigen Werten in ihr wurzelt; was sie aus ihrem Blutstrom immer wieder neu hervorbringt. Kein Mensch aber kann sich dem eigenen Blutstrom entziehen, er entwurzelte denn sich selbst.

Darin liegt zugleich die Anerkennung der Tatsache, *daß das Leben Kampf ist, und daß ein göttlicher und ewiger Wille den Menschen so wie aller Natur den Kampf gesetzt hat als das Grundgesetz des Lebens.* Und dem göttlichen Lebensgesetz des Kampfes zu gehorchen, das ist die tiefe Religion des Soldaten, auch dann, wenn er selber unterliegt, und wenn er sein Leben verwirkt. Sie befähigt ihn, klaglos zu sterben. Es hat schon seinen ewigen Sinn, wenn er fällt; wenn er kämpfend abberufen wird in die Ewigkeit, oder auch zur Großen Armee. Damit zerreißen die äußeren und sichtbaren Bande des Blutes, der Liebe und des Lebenswerks. Sie werden geopfert für das Ganze. Aber nach dem ewigen Willen ist Blut noch nie umsonst geflossen, sofern nur ein Volk kämpfend an ihn glaubt. In diesem Volk *lebt* der tote Soldat weiter. Und er lebt weiter — schöner, größer, wirkkräftiger oft — in den Herzen seiner Nächsten, der Liebenden. Was mit ihm selber wird, sofern dies Wissen ihm nicht genügt — niemand hat hinter den Tod gesehen. Darum ist es niemandem verwehrt, darüber zu denken, wie er mag. Es gibt noch vieles zwischen Himmel und Erde, das sich dem menschlichen Wissen entzieht. Und keine Lehre, welche es immer sei, kann etwas Gültiges darüber aussagen. Dies eine aber ist gewiß, daß der Wille des Ewigen waltet nicht allein im Schicksal eines Volkes, sondern auch im Schicksal des einzelnen. In solchem Wissen reicht wohl der Kamerad dem Sterbenden zum letztenmal die Hand, hilft er ihm in seinen letzten Augenblicken. Und sollte es ein bestellter Seelsorger — im Lazarett, in der Heimat — für notwendig halten, dem an seinen Wunden Siechen Sterbehilfe zu leisten, so käme wieder nur aus diesem Wissen

die schweigende und eigentliche Kraft. Alles andere wäre ohne Belang.

Ich hatt einen Kameraden
einen beſſ'ren findſt du nit,
die Trommel ſchlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
im gleichen Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilt ſie mir oder gilt ſie dir?
Sie hat ihn weggeriſſen,
er liegt vor meinen Füßen
als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad,
kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad.

Der Krieg und der Friede

Man ſieht: die Haltung des Soldaten hat ganz beſtimmte weltanſchauliche Vorausſetzungen, die im Widerſpruch ſtehen mögen zu dieſer oder jener religiöſen Auffaſſung, dieſer oder jener Heilslehre; die aber notwendig ſind, wenn das Soldatſein bis in die ſeeliſchen Wurzeln überhaupt einen Sinn haben ſoll. Daß ſich die Gläubigkeit des deutſchen Soldatentums — von einzelnen weithin ſichtbaren Geſtalten abgeſehen — im Aeußeren von Anfang an chriſtlicher Formen bediente, lag an der Tradition, die für das geſamte Abendland und ſo auch für das Deutſchtum Jahrhunderte lang fraglos chriſtlich war; aber auch daran, daß das Chriſtentum ſelbſt in ſeiner bis in die Neuzeit hineinragenden Form *militant* geweſen iſt. Preußiſch-deutſches Soldatentum hat die militanten Glaubensſtreiter des Mittelalters nach dem dreißigjährigen Kriege ſozuſagen abgelöſt. Und es lag drittens an der Tatſache, daß es der Soldat nicht gerade als *ſeine* Aufgabe anſah, den weltanſchaulichen Hintergründen ſeines Weſens nachzuſpüren. Das ſchützte ihn vor jeder ins Unweſentliche führenden Spekulation, das hielt ihn aus dem Streit der Meinungen heraus, und das befähigt ihn, allein an das zu glauben, was *zur Tat* werden kann und was ſich ſomit bewährt.

Die Tatſache, daß die Kirche ſelbſt lange Jahrhunderte hindurch offen und öffentlich militant geweſen iſt, iſt dabei beſonders bedeutſam. Die Kirche hat Heere ausgerüſtet und blutige Kriege geführt. Der furchtbare

dreißigjährige Krieg, der auf deutschem Boden aus-
gefochten wurde und der mit der Verohnmachtung
Deutschlands im sogenannten Westfälischen Frieden von
1648 endete, stand gleichfalls unter christlichen und kirch-
lichen Vorzeichen. Blicken wir weiter zurück, so ist die
christliche Lehre selbst auf deutschem Boden mit Blut-
vergießen und mit den Waffen durchgesetzt worden.

Manche mögen darin einen Widerspruch zur Lehre
Christi sehen und damit zu dem eigentlichen Wesen des
Christentums. Andere mögen die Lehre Jesu mit mili-
tantem Geist und mit den Methoden der Gewaltanwen-
dung für vereinbar halten. Wesentlich an der Geschichte
des Christentums und der Geschichte der Kirche selbst ist
jedenfalls die Erkenntnis, *daß große Ideen wel-
cher Art auch immer offenbar der Macht
nicht entraten können, um sich durchzu-
setzen.*

So auch ein Volk, ein Staat, ein Reich.

Aus dieser Erkenntnis die Folgerungen gezogen zu
haben, entspricht soldatischem Wesen und soldatischem
Geist. Aus ihm heraus ist die Bejahung des Kampfes
und des Krieges nicht die Anerkennung eines „*not-
wendigen Uebels*", dem man lieber doch entraten
möchte auf dieser unabänderlich verderbten und der
Sünde verfallenen Welt, sondern die Anerkennung eines
Lebensgesetzes, das der göttliche Wille selbst ge-
setzt hat. Damit steht der Soldat seinem Herrgott ehr-
fürchtig, aber erhobenen Hauptes und ohne das Gefühl
von Sühne oder Schuld gegenüber, die mit dem Abstand
als solchem zwischen Mensch und Gott gesetzt wären. Er
weiß, daß sein Leben Kampf ist. Wohl gibt es auch für
den soldatischen Menschen Schuld. Die größte Schuld ist,
die Pflicht nicht erfüllt zu haben oder gar feige gewesen

zu sein. Für sie wie für alle Schwäche oder sonst un-
soldatische Haltung gibt es keine Vergebung, es sei denn
durch den Beweis erhöhter Einsatzbereitschaft durch die
Tat. Im Bewußtsein aber, seine Pflicht erfüllt zu haben,
und in der Bereitschaft, alles zu setzen an die Ehre, die
Freiheit und die Größe des Vaterlandes, steht der Sol-
dat frei, unmittelbar vertrauend dem Göttlichen und
Ewigen gegenüber.

Wiederum ist das Jasagen zum Kampf und zum Krieg
nicht zu verwechseln mit einem leichten Lebensoptimis-
mus, als ob der Einsatz und das Blutopfer so leicht
wären. Es mag Leute geben, welche soldatische Haltung
im Aeußeren und in Redensarten nicht oft genug rühmen
können, indem sie diese nicht allein vom Mann, sondern
auch von der Frau und so von jedem einzelnen fordern.
Sie vergessen dabei nur zu oft, daß soldatische Haltung
die Anerkennung der Tatsache voraussetzt, daß die Welt
nicht eben gut und schön, freilich auch nicht unabwend-
bar schlecht, sondern *daß der Welt zugleich mit
dem Kampf notwendig die Tragik gesetzt
ist.* Siegen kann von zweien immer nur einer, der
andere muß unterliegen. Nur eine Macht gibt es, welche
imstande ist, die Tragik zwar nicht aufzuheben, wohl
aber zu verklären: die Liebe.

Wäre der Welt nicht Tragik gesetzt, dann hätte es gar
keinen Sinn, soldatische — und das heißt *heroische*
Haltung zu predigen, und die Straffung zum Soldati-
schen wäre ein unnötiger und beklagenswerter Krampf.
Vielmehr bedeutet diese innere Straffung *Vertrauen*
in die eigene Kraft und Glauben an die Sache, für die
man steht; aber auch *waches Mißtrauen* gegen-
über allem, was diese Sache — und so auch diesen Glau-
ben — verfälschen oder sonst gefährden könnte. Aus

diesem wachen Mißtrauen ergibt sich die Bereitschaft zum Kampf und so auch zum Krieg. Nicht, als ob er heiß begehrt würde. Denn letztes Ziel, für das er steht, ist ja auch für den Soldaten nicht der Krieg, sondern der Friede.

Aber ein Frieden der Gerechtigkeit und der Ehre. Es ist das Bedauerliche, daß vielfach, und dies gerade unter dem Einfluß bestimmter religiöser Auffassungen oder Lehren, der Friede verwechselt wird mit einem Zustand ohne Krieg. Dies ist aber noch kein Friede, wenn allein die Waffen schweigen, vielleicht nur, weil sie einem Volke durch einen trügerischen Friedensschluß genommen worden sind. Dies ist kein Friede, wenn die Lebensrechte eines selbstbewußten Volkes, das für die Kultur der Menschheit etwas bedeutet, mit Füßen getreten und auf waffenlosen Konferenzen lediglich verhandelt — oder nicht verhandelt werden. Und auch dies ist kein Friede zu nennen, wenn ein Volk, eine Volksgruppe oder ein Stand von Geldmächten versklavt, ausgeplündert und zermürbt, in seiner Ehre zertreten und unter das menschenwürdige Maß des Lebens herabgedrückt wird. Die Forderung, auch dann die blutige Auseinandersetzung zu vermeiden, wenn alles andere nicht half, wäre nur der Ausfluß blutloser, ja ehrloser Seelen. Der Glaube aber an ein Wunder ohne eigene Tat wäre der Versuch, sich der Unerbittlichkeit gottgewollter Lebensgesetze zu entziehen.

Wohl legen furchtbare Kriege und unerhörte Blutopfer den Gedanken nahe, ob es nicht eine Forderung der Vernunft wäre, auf den Austrag von Gegensätzen durch das Mittel des Krieges überhaupt zu verzichten. Leider erinnert dieser Gedanke an die Geschichte von den Mäusen, die sich darüber einig wurden, daß es das beste

wäre, wenn man der Katze eine Schelle umhänge, damit man sie immer gleich höre. Bis eine Maus im allgemeinen Jubel über diese geniale Erkenntnis die Frage erhob: „Wer hängt der Katze die Schelle um?"

Denn wäre die Vernunft wirklich eine festzulegende und nie schwankende Instanz, dann gäbe es Kriege nicht, weil diese Vernunft schon die Keime möglicher Kriege beseitigen und zerstören würde. Und was für die Vernunft gilt, gilt genau so für eine Religion. Daß auch Religion, und wäre es die beste, die allgemein als verpflichtend anerkannt würde, nicht in der Lage ist, Kriege zu verhindern und dem Austrag der Gegensätze mit den Waffen zu wehren, hat sich schon im europäischen Mittelalter erwiesen, als die Kirche mächtiger war denn je.

Wie aber Friede nicht gleichzusetzen ist mit einem Zustand, in dem nur die Waffen ruhen, so ist auch der Krieg nicht etwa gleichzusetzen mit einem sinnlosen Kampf aller gegen alle. Im Gegenteil: gerade der Soldat hat ein ausgeprägtes Gefühl dafür, daß sich die Kriegsführung in menschlich erträglichen Grenzen hält, und daß auch der Krieg unter dem Gesetz der Ehre steht. Es ist ehrlos, Frauen und Kinder vor die Gewehre zu treiben, oder sich als Zivilist oder als harmloser Handelsdampfer den Schutz der Waffenlosigkeit zu erschleichen, um aus dem Hinterhalt zu schießen. Ehrlos und gewissenlos, die nichtkämpfende und hilfsbedürftige Bevölkerung, Frauen, Kinder und Kranke, verhungern lassen zu wollen, um so den Soldaten zu treffen, den man mit ehrlichen Waffen nicht schlagen kann. Eine solche heimtückische Methode der Kriegsführung scheint allerdings vielfach unblutig und darum der Forderung einer religiösen Lehre angemessen, daß man kein Men-

schenblut vergießen solle. Das völlig Unsoldatische und die Ehrlosigkeit dieser hauptsächlich englischen Kriegsführung hat sich so mit talmudisch-jüdischer Ethik auf das innigste vermählt.

Dagegen ist es das Ziel soldatischer Völker und Naturen, den Krieg in seinen Methoden und in seinen Mitteln auf die Waffenträger und auf militärische Ziele zu begrenzen. Und es ist nur eine Frage der Ehre und der soldatischen Gesinnung auch der übrigen tatsächlichen oder möglichen Kriegsgegner, daß diese Grenzen noch enger gezogen werden als bisher. Deutschland ist es gewesen, das der übrigen Welt durch den Mund des Führers in dieser Richtung Angebote über Angebote gemacht hat. Und wäre es nach diesen Vorschlägen gegangen, dann wäre neben dem Giftgas beispielsweise auch der Bombenabwurf aus der Luft heute schon unmöglich. Auch die Seekriegsführung sähe dann ganz anders aus.

Denn schließlich läßt sich die Frage, ob man nicht dahin kommen könne, auf den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit militärischen Mitteln zu verzichten, nicht vom Schreibtisch aus beantworten. Auch nicht durch die Wunschträume einer religiösen oder sonst hohen Vision. Sondern man kann an einem solchen Ziele nur praktisch und von Mal zu Mal arbeiten.

Friede, so wie ihn der deutsche Soldat und damit der Deutsche überhaupt versteht, ist mehr als ein Pakt, der ausgewogen und erdacht und dann in Hunderten von Paragraphen festgelegt würde. So steckt auch in dem lateinischen Wort Pax, das die Sprache der Kirche ist, der Gedanke eines solchen Paktes. Das Wort: Friede! allein aber sagt mehr. Es bezeichnet nicht, negativ, einen Zustand, in dem Konfliktstoffe beseitigt sind, sondern,

positiv, einen Zustand der Gesinnung und des Herzens. Möglich ist er nur zwischen Menschen und so auch zwischen Völkern, die einander kennen, umeinander wissen und sich gegenseitig achten. Nicht möglich ist er im Verhältnis zu Nationen, die schon in sich verfallen und gespalten sind in Schichten oder Klassen, von denen die eine den Krieg führen muß mit der Waffe in der Hand, während die Vertreter einer anderen sich damit begnügen, an sicheren Schreibtischen oder auf Rednertribünen zum Kriege zu hetzen und die Kriegsgewinne einzustreichen; gar noch, indem sie diesen ihren Krieg als eine Gott wohlgefällige Tat zur „Rettung der christlichen Kultur" verbrämen und verherrlichen.

Denn der Friede wird nicht aus den Höhen des Himmels verkündet oder verordnet, sondern er wird von den Menschen, die guten Willens sind, im ehrlichen Willen erkämpft und erarbeitet.

Dabei bleibt die Bereitschaft, wenn es sein muß, Kriege nicht zu scheuen, sowie die Bereitschaft jedes einzelnen, für diesen Frieden und seine Gestalt jederzeit das Leben einzusetzen, die starke Grundlage jeden Friedens. Und einen solchen, einen deutschen Frieden, erstreben wir. Nichts anderes wollen wir mit unserem Kampf und mit dem Waffengang, den uns jetzt wieder die alten Feinde des „Militarismus" und die haßerfüllten Feinde des heutigen „Hitlerismus" aufgezwungen haben. Erst wird dieser Kampf siegreich für uns zu Ende geführt werden, dann werden wir weiter sehen.

Dann wird sich nämlich auch für unsere Gegner herausstellen, sofern sie ehrlich sind, daß es sinnlos, ja widersinnig war, gegen dieses neue Deutschland, das ein friderizianisches Deutschland ist, mit allen Mitteln der Gewalt, der Lüge und der Verleumdung anzu-

kennen. Daß, wenn ihnen die Züge des soldatischen Deutschland gar zu herb, gar zu kämpferisch und gar zu heroisch erschienen, *sie* es nur waren, welche diese Züge härter und entschlossener, ja düsterer werden ließen.

Der Geist des preußisch-deutschen Soldatentums ist geboren in einer Zeit tiefster Erniedrigung, nachdem dreißig Jahre lang fremde Heere die Fluren eines einstmals lieblichen und blühenden Deutschland mitten im Herzen Europas verwüstet und geplündert hatten. Im Norden Deutschlands, in der Mark Brandenburg, keimte dann ein neues und nun härteres, soldatisches, deutsches Wesen auf. Es wuchs auf neben den wieder aufblühenden deutschen Kulturkräften der Kunst, der Wissenschaft und Philosophie, der Dichtung, der Musik. Und es härtete und stählte sich in den Kämpfen eines *Friedrich des Großen*. Erstmalig durch ihn wurde der Geist preußisch-deutschen Soldatentums zu einem Machtfaktor in Europa, der dem politisch ohnmächtigen Deutschen Reich das Rückgrat gab. Aus dem Geist dieses Soldatentums, das in den Freiheitskriegen gegen Napoleon einen Berufsstand nun zur Herzenssache eines ganzen Volkes machte, wurde Schritt um Schritt die deutsche Einheit erkämpft. Es bedurfte aber erst des reinigenden Gewitters des Weltkrieges, in dem das Reich *Bismarcks* erlag, um nun auch die letzten Reserven des Deutschtums in Mitteleuropa aufzurufen, aus preußisch-deutschem Soldatengeist die große soziale Flurbereinigung zu erzwingen und so erst die großdeutsche Lösung zu ermöglichen. Das war die Stunde *Adolf Hitlers* und seiner nationalsozialistischen Bewegung. Die Lösung gelang ohne Krieg.

Aber nach diesem Siege ohne Krieg galt es wiederum, den Helm fester zu binden. Ein ganzes Volk in Mitteleuropa kämpft um sein Lebensrecht, um seine Existenz und damit um seine hohe geschichtliche und kulturelle Aufgabe. Ein ganzes Volk mitten in Europa ist darum vom soldatischen Geist erfaßt, in allen seinen Gliederungen und Ständen durch und durch organisiert und diszipliniert.

Paßt dies unseren Gegnern nicht? Ist ihnen das Antlitz des Deutschen heute zu düster, zu streng?

Sie selbst haben es so gewollt. Auch wir können uns das künftige Antlitz des Deutschen, bei aller fortbestehenden Bereitschaft zum Einsatz und zum Kampf, *gelöster* vorstellen. Und es wird, in kommender Zeit, nicht zuletzt die Aufgabe des süddeutschen Elementes sein, voran der deutschen Ostmark als der traditionellen Wahrerin liebenswürdigerer deutscher Wesenszüge, die Herbheit des preußisch-deutschen Soldatentums zu verklären und zu verschönen. Solange aber der Existenzkampf fortbesteht und der *deutsche Friede* noch nicht erzwungen ist, steht Großdeutschland soldatischer, härter, entschlossener da denn je.

Die Pflichten des deutschen Soldaten

1. Die Wehrmacht ist der Waffenträger des deutschen Volkes. Sie schützt das Deutsche Reich und Vaterland, das im Nationalsozialismus geeinte Volk und seinen Lebensraum. Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in einer ruhmreichen Vergangenheit, in deutschem Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit. Der Dienst in der Wehrmacht ist Ehrendienst am deutschen Volke.
2. Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens.
3. Höchste Soldatentugend ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Zaudern unsoldatisch.
4. Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen die Grundlage des Gehorsams. Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsfreude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge.
5. Große Leistungen in Krieg und Frieden entstehen nur in unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und Truppe.
6. Kampfgemeinschaft erfordert Kameradschaft. Sie bewährt sich besonders in Not und Gefahr.
7. Selbstbewußt und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volke ein Vorbild männlicher Kraft sein. Nur Leistungen berechtigen zum Stolz.

8. Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht.
Charakter und Leistung bestimmen seinen Weg und Wert.

General von Clausewitz (1780-1831):

Bekenntnis

Ich sage mich los: von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;
von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;
von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;
von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;
von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.
Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins;
daß es diese mit den letzten Blutstropfen verteidigen soll;
daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen;
daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;
daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes auf die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird;
daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit;
daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des

Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.
Ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt, daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können, daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mut, d. h. mit ruhigem, aber festem Entschluß und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;
daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung;
daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht, daß ich jeden Gedanken mit offener Stirn bekennen darf, daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampf um die Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

Generaloberst von Brauchitsch:

Der Sinn der Kameradschaft

Wir Soldaten verstehen unter Kameradschaft nicht nur den Zusammenhang zwischen einzelnen Männern, das Einstehen des einen für den anderen, das Vergessen jeden Unterschieds von Herkommen und Beruf. Wir verstehen darunter auch die Gleichheit vor dem Unendlichen. Wir glauben an die Macht, die über uns allen regiert und die von uns den Einsatz des ganzen Menschen für das gemeinsame große Ziel fordert: Ehre und Freiheit des deutschen Volkes! Einer für alle und alle für einen!

Da darf kein Kamerad den anderen im Stich lassen, wenn es gilt, einzustehen mit Blut und Leben. Jeder kann sich auf den anderen verlassen. Jeder kann im vollen Vertrauen auf die Kameraden sein Leben einsetzen, sie werden ihn nicht allein lassen, und, fällt er, seine Aufgabe fortsetzen. Das ist Kameradschaft des echten Soldaten.

Weiter heißt es in dem Lied vom guten Kameraden: »Kann dir die Hand nicht geben, derweil ich eben lad'.« Das ist das andere, was den deutschen Soldaten befähigt hat, Unerhörtes zu leisten: die Pflichttreue. In Fleisch und Blut übergegangene Treue für ihren Führer, zu der Aufgabe, der sie sich verschworen haben!

Der Soldat muß hart sein, seine Seele muß durch ein

stählernes Bad gegangen sein, nur dann wird er, wenn um ihn Schrecken und Grauen, Tod und Gefahr, wenn sein Bruder, sein bester Kamerad zu Boden sinkt, und er nur noch allein an seiner Waffe lebt, doch dem kategorischen Imperativ: »Du mußt, du sollst, denn du willst« gehorchen und so alles überwinden, was ihn von seiner Pflicht abhalten könnte.

Wir sehen in der Kameradschaft und in der Pflichterfüllung die Grundlagen und Vorbedingungen für die Leistungen des deutschen Heeres Diese gleichen Vorbedingungen sind es, die unser Führer und Kanzler Adolf Hitler neu erweckt hat und zum Leben des ganzen Volkes machen will; denn draußen auf dem Schlachtfeld liegt die Geburtsstunde des Nationalsozialismus. Unter den vielen feldgrauen Kämpfern, die dort ihr Leben täglich von neuem zum Opfer anboten, befand sich auch jener unbekannte Frontsoldat Adolf Hitler, der berufen war, Wegbereiter seines Volkes zu werden.

(Aus der Rede zum Heldengedenktag 1935 in Königsberg)

Adolf Hitler:

Die ewige Aufgabe des Soldaten

Der Kampf des Soldaten ist ein schwerer. Wenn das Leben zu seiner Behauptung, soweit wir die Natur überblicken und in ihr Walten Einsicht gewonnen haben, immer wieder Opfer fordert, um neues Leben zu gebären, und Schmerzen zufügt, um Wunden zu heilen, dann ist der Soldat in diesem Ringen der erste Repräsentant des Lebens. Denn er stellt zu allen Zeiten jene beste Auslese der Völker dar, die durch ihren Lebenseinsatz und – wenn notwendig – durch ihre Lebenshingabe das Leben der übrigen Mit- und damit Umwelt ermöglichen und sicherstellen. Er tritt daher in den Stunden, in denen die Vorsehung den Wert der Völker abwägt, vor das Gottesgericht des Allmächtigen. In ihm werden die Nationen gewogen und entweder zu leicht befunden und damit ausgelöscht aus dem Buch des Lebens und der Geschichte oder als würdig genug gesehen, um neues Leben zu tragen. Nur wer aber selbst Gelegenheit hatte, im Kampf der härtesten Bedrängnis entgegenzutreten, wer selbst den Tod in jahrelangem Bemühen um sich sah, weiß die Größe des Einsatzes des Soldaten zu ermessen, die ganze Schwere seines Opfers zu würdigen.

Aus dem Instinkt der Lebensbehauptung heraus hat daher die Menschheit allgemein gültige Maßstäbe ge-

funden für die Bewertung derjenigen, die bereit waren, sich selbst aufzugeben, um der Gemeinschaft das Leben zu erhalten. Gegen den widerwärtigen Egoisten stellt sie den Idealisten, und wenn sie den einen als Feigling verachtet, dann dankt sie um so mehr aus der unbewußten Erkenntnis der gebrachten Opfer dem anderen. Sie glorifiziert ihn zum Helden und hebt ihn damit heraus aus dem Durchschnitt gleichgültiger Erscheinungen.

Kein Volk hat mehr Recht, seine Helden zu feiern als das deutsche! In schwerster geopolitischer Lage konnte das Dasein unseres Volkes immer wieder nur durch den heroischen Einsatz seiner Männer sichergestellt werden. *Wenn wir seit zweitausend Jahren ein geschichtliches Leben führen, dann nur, weil in diesen zweitausend Jahren immer wieder Männer bereit gewesen sind, für dieses Leben der Gesamtheit ihr eigenes einzusetzen und – wenn nötig – zu opfern.* Jeder dieser Helden aber hat sein Leben gegeben nicht in der Meinung, damit spätere Generationen von der gleichen Pflicht befreien zu können. Alle Leistungen der Vergangenheit, sie wären vergeblich gewesen, wenn in einer einzigen Generation der Zukunft die Kraft zu gleichem Opfer fehlen würde. Denn das Leben eines Volkes gleicht einer Kette ohne Ende nur so lange, als nicht in einer Generation ein Glied zerbricht und damit den Lauf der Entwicklung abschließt.

Es hat daher niemand das Recht, Helden zu feiern, der nicht selbst einer ähnlichen Gesinnung fähig ist.

Niemand soll von Tradition reden, der nicht durch sein eigenes Leben und sein eigenes Handeln diese Tradition vermehrt. Dieser Grundsatz gilt für das Volk genau so

wie für seine Staatsmänner. Für die Soldaten nicht minder als für die Generale . . . Der Lebenseinsatz des einzelnen Musketiers war im siebenjährigen Krieg kein schwererer als jener war, der tausend Jahre schon vorher die deutschen Streiter zum Schutz der deutschen Lande vor den Scharen des Ostens kämpfen ließ. Aber er war auch kein leichterer, als er heute von uns gefordert wird. Die Kraft der Entschlüsse, der kühne verwegene Mut der großen Staatsmänner und Heerführer der Vergangenheit waren keine geringeren Leistungen als sie heute von uns erwartet werden. Auch damals wurden die großen Staatsmänner und Heerführer *von den Göttern nur geliebt, weil sie oft scheinbar Unmögliches wagten und verlangten.* Kaum eine der großen Schlachten der Geschichte unseres Volkes und vor allem der Geschichte Preußens trug ihren Ausgang sichtbar vorher bestimmt schon beim Beginn in sich. Manche Handlung, die, zahlen- und materialmäßig gesehen, scheinbar zum Siege hätte führen müssen, wurde infolge des mangelnden Geistes der Träger zur Niederlage, und viele andere, die nach allen menschlichen Berechnungen nur zur Vernichtung führen konnten, fanden ihren Eingang in die Geschichte als glorreichste Siege. Dem blassen Theoretiker wird sich das Geheimnis des Wunders des Lebens nie erschließen und enthüllen. Er vermißt als die gewaltigste gestaltende Kraft des Daseins stets das, was ihm selbst am meisten mangelt, *die Kraft des Willens in der Kühnheit des Fassens und der beharrlichen Durchführung der Entschlüsse . . .*

Der Glaube aber, der unsere Helden beseelte, hat sich in uns allen nur noch verstärkt. *Wie immer auch das Leben und das Schicksal des einzel-*

nen sein mag, über jedem steht das Dasein und die Zukunft der Gesamtheit. Und hier hebt uns etwas noch über vergangene Zeiten empor: Uns allen ist das erschlossen worden, für was in früheren Zeiten so viele noch unbewußt kämpfen mußten: Das deutsche Volk! Ueber Klassen und Stände, Berufe, Konfessionen und alle übrige Wirrnis des Lebens hinweg erhebt sich die soziale Einheit der deutschen Menschen ohne Ansehung des Standes und der Herkunft, im Blute fundiert, durch ein tausendjähriges Leben zusammengefügt, durch das Schicksal auf Gedeih und Verderb verbunden. Die Welt wünscht unsere Auflösung. Unsere Antwort kann nur der erneuerte Schwur zur größten Gemeinschaft aller Zeiten sein. Ihr Ziel ist die deutsche Zersplitterung, unser Glaubensbekenntnis die deutsche Einheit . . .

(Aus der Ansprache des Führers zum Heldengedenktag 1940)



Das Soldatische kennzeichnet eine Haltung, die, mit den Wechselfällen des Kampfes vertraut, handelnd in der ständigen Auseinandersetzung mit den Mächten des Schicksals lebt. Ihm zu trotzen, es zu seinen Gunsten zu wenden oder es heroisch auf sich zu nehmen, erfordert den Glauben des Soldaten an die eigene Kraft, aber auch das Wissen um seine Grenzen. Darum ist die Haltung des Soldaten eine Glaubenshaltung. Und der ist kein Soldat, dem jene letzte, schweigende Ehrfurcht fehlt vor dem Unnennbaren, das wir Gott nennen. Der deutsche Soldat ist gottgläubig.
Worten, Begriffen und Symbolen, die der geschichtlichen Entwicklung entsprechend von der christlichen Tradition bestimmt sind, – wir denken an den Großen Zapfenstreich, das Symbol des Kreuzes u. a. – steht der Lebensglaube des Soldaten gegenüber, der den Streit der Konfessionen ablehnt. Dieser deutsche Lebensglaube ist nichts ohne den letzten Beweis, daß er sich auch in der Anfechtung, im Opfer und im Sterben des einzelnen phrasenlos, aber stolz bewährt.
Auf viele schwierige Fragen, die sich dem Soldaten aus den Gegensätzen und Widersprüchen der religiösen Gegenwartslage stellen, gibt diese Schrift offene und klare Antworten. Den Abschluß der Schrift bilden Worte von Clausewitz und Brauchitsch und die Sätze des Führers aus der Ansprache am Heldengedenktag 1940 über die ewige Aufgabe des Soldaten.